

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 264.

Posen, den 16. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie lehnte sich an die Hauswand und lugte durch ein Fenster. Heute hatte es keine Gäste; die große Stube war leer. Wer sollte bei diesem Sturm heraufkommen! Fremde waren nicht da, und die Einheimischen drunten im Tal hatten jetzt auch kein Geld. Das war ihnen letzten Sonntag bei der „Airmst“ abhanden gekommen.

Der Paule, der Martin und die junge Magd hockten in der Nähe des Ofens. Der Martin kniete am Boden und schnitzte Späne, wie sie ihm vor dem Weggehen aufgegeben hatte. Aber er war nicht recht bei der Sache, der — der Käudel. Er zwickte die Magd in die runden Waden, und sie kreischte auf und schlug ihn sichernd auf die Finger. — Der Paule sah stumpf am Tisch und kümmernte sich nicht um die anderen. Er sah auch nicht auf, als Wanda hereinkam, ja, er fragte nicht einmal, wo sie bei diesem Wetter gewesen wäre.

„Das is a Sturm!“ sagte sie und schickte die Magd in die Küche nach heißem Kaffee, denn ihr war plötzlich recht flau zumute. Sie jagte den Martin mit einem bösen Wort zur Seite, rückte einen Stuhl dicht an den Ofen und legte ihre verklammten Hände an die warmen Radeln. Aus der offenen Ofentür wehte der flackerndrote, heiße Schein des Feuers. „Wenn jeze un's tät' Feier auskommen, — lee Mensch fenn't da Herr werden!“ meinte sie schauernd.

Da hob der Paule den Kopf und starrte sie an. Spiegelte sich der Feuerschein in seinen hellen, glasigen Augen oder war eine andere Blut darin? Nur eine Sekunde zuckte das auf und erlosch wieder. Aber Wanda erschrak. Was ging in Paule vor? Worüber brütete er, wenn er stundenlang da hockte? —

Marie verschwieg ihrem Manne Wanda Linkes Besuch. Sie meinte es gut; er sollte sich nicht darüber ärgern. Aber sie tat nicht klug daran. Denn wenn er davon erfahren hätte, so wäre ihm klar geworden, woher die plötzliche Veränderung in ihrem Wesen kam, und er hätte dagegen ankämpfen können. So empfand er nur, daß sie wieder traurig und verzweifelt war, daß sie sich ihm in jeder Weise entzog, und wußte keine andere Erklärung als die eine, entmutigende: sie denkt doch noch an Paul Bogt und hängt noch an ihm.

Wie auf Verabredung hatten sie das Vorlesen am Abend eingestellt. Marie war ganz von der Unruhe ihres eigenen Schicksals erfüllt; ihre Gedanken ließen sich nicht in die Rahmen der Dichtungen zwingen. Und Stefan schnürte der Kummer den Hals zu, wenn er ihr armes, blaßes Gesicht sah.

So beschloß er, seine Abende mit einer hübschen Bastellei auszufüllen. Vielleicht gewann auch Marie ein bißel Interesse daran. Ein „Krippel“ wollte er bauen. Seine kleine, böhmische Vaterstadt war berühmt wegen ihrer zahlreichen Weihnachtskrippen. Fast in jedem Hause traf man sie dort an, in naiven, nur gügemeinten, aber auch in den kunstvollsten Ausführungen. Auch in seinem Elternhause hatte es ein Krippel gegeben,

und dessen liebes, buntes Abbild lebte noch in seiner Erinnerung. Das kleine Kunstwerk selbst, ein schönes Erbstück, an dem er sehr gehangen hatte, war in fremde Hände geraten, als ihm die Eltern kurz nacheinander starben, während er in den Karpathen an der Front gewesen war. Damals — beim kurzen Heimatsurlaub zur Beerdigung der Mutter — hatte er ganz darauf vergessen gehabt. Sonst hätte er doch von all den vertrauten Sachen, die er verkaufen lassen mußte, weil er kein Heim dafür mehr besaß, wenigstens das Krippel behalten. War nicht jene Marie im blauen Mantel und weißem Untergrund — holdselig und jung — gewissermaßen seine erste Liebe gewesen? Ein feines Wachsgesicht hatte sie gehabt, ernste dunkle Brauen und ein gütiges Lächeln um den roten Mund. Er konnte heute nicht mehr entscheiden, ob sie genau so ausgesehen, wie sie ihm vorschwebte, oder ob seine Knabenphantasie einst das Beste dazugetan hatte. Sicher war nur, daß damals, als ihm Marie zum ersten Male begegnet war, sofort hatte denken müssen: Sie sieht unserer Mutter Gottes aus dem Krippel ähnlich. Darum entspringt dieses Anfertigen der neuen Krippe, diese künstlerische Betätigung, die er bescheiden seine „Bastellei“ nannte, letzten Endes nicht nur dem Wunsche, die langen Abende auszufüllen und ein Erinnerungsbild wieder gegenständlich zu machen, sondern vor allem seiner Sehnsucht nach der lieben Frau an seiner Seite, die seelisch doch so weit fort von ihm war, als lebte jedes von ihnen auf einem anderen Stern. Ein rechtes Kunstwerk ist ja immer Ausfluß einer Sehnsucht.

Er verschaffte sich alles Nötige: Schnitzmesser, weiches Holz, Wachs, Farben und Leim. Und dann machte er sich ans Werk. Er schnitzte zuerst die Tiere, Ochs und Esel, und malte sie schön an. Und dann geißelte er auch einen kleinen, gelben Hund mit stattlichem Schnauzbart dazu. Das Christkindl sollte der bewachen helfen. Zwar hatte man damals in Bethlehem diese Rasse vielleicht nicht gekannt. Aber das schadete nix. Ein hübsches kleines Denkmal war das drollige Hundel — für den braven Froh. — An dem anderen Abend schuf er zunächst aus Wachs den Josef, den alten ehrwürdigen Mann der Ueberlieferung, und das rosige, winzige Jesuskind. Ein zarter Wachsdunst schwebte weihnachtsverheißend in der Luft. Die Marie aber sparte er sich bis jetzt auf. „Dazu mußt du mir Modell stehen, Mirz!“

Sie schrak auf und senkte schuldbewußt den Kopf. „Ja, — nein, nein!“ Sie hatte kein gutes Gewissen. Wenn er ahnte, daß ihre Gedanken immer wieder um die Berggeisthaude irrten und daß sie wieder und wieder in ihrem Herzen um ein Zeichen flehte, was sie tun mußte! War das nicht schon Untreue an ihm, dieses Fragen, Zweifeln und Erwägen? Ach, wie gern hätte sie sorglos und vergnügt bei ihm gesessen und sich an ihm gefreut! Knabenhaft jung erschien er ihr in seinem frohen Eifer. Und dann entdeckte sie doch, während sie sich einmal näher neigte, um das Christkindel zu betrachten, an seiner Schläfe im dunkelbraunen Haar die silbernen Fäden. Die hatten ihm die letzten Wochen gebracht. Und sie hätte so gern, so gern seinen lieben Kopf zwischen ihre Hände genommen und ihm die scharfen Linien von der Stirn geküßt, diese bösen Kummerfalten, die sich auch erst neu dort eingeprägt hatten. Sie durfte

nicht. Diese Freude an ihm, diese mitleidige Zärtlichkeit für ihn waren ein Unrecht an dem anderen.

Um ihn abzulenken, holte sie den Kasten mit Stoffresten, die er brauchte, um Marie und Josef würdig bekleiden zu können. Sie suchten zusammen unter den bunten Kliden; ihre Hände streiften sich. Und Stefan fühlte voll Bitterkeit, daß sie ihm auch hier auswich.

Da war ein feiner, weißer Wollstoff, der sich für das Untergewand der Maria eignete. „Hast du solch ein Kleid getragen?“ fragte er harmlos.

Sie wandte sich ab. „Ja.“ Und mit einer Härte, die mehr ihr selbst als ihm galt, fügte sie hinzu: „Es ist von meinem ersten Brauttkleid.“

Er seufzte und schob den Kasten zurück. Plötzlich hatte er alle Lust an seiner Arbeit verloren. Was er da tat, haute er doch nur zwischen sich und das traurige Schicksal. Was half's? Ein Wort warf die kleine, bunte Scheinwelt um, zerriß den schimmernden Vorhang seiner Phantasien. Er räumte mutlos alles fort und holte sich, da er das Müßigsthen nicht ertrug, Tannenreisig herein, um den Adventskranz zu beginnen. Es hatte ja auch eigentlich keinen Sinn. Weihnachten! Was war Weihnachten ohne Frieden im Herzen! Aber die Finger bekamen halt 'was zu tun. Und der derbe, kräftige Tannenduft tat wohl, hatte etwas heimatisch Tröstendes, war ihm, dem Freidenkenden, was dem Katholiken der Weihrauchduft seiner Kirche sein mag. Wie lang doch der schlechteste Dichter?

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Tun und Lieben
Und was des Menschen Hört.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.“

O, wie er sich nach dieser Klarheit sehnte, aus all der Verwirrenheit heraus! — Und sie? Und Marie? Litt sie nicht auch? — Er streckte die Hand nach ihr aus. „Geh, Mirzl, nicht traurig sein! Es wird halt alles wieder gut!“

Aber sie schlug nicht ein. Sie strich nur mit den kühlen Fingerspitzen schein über seinen Handrücken. Dann verließ sie rasch die Küche.

Zum ersten Male übermannte ihn die Verzweiflung völlig. Er bückte sich tief, raffte mit beiden Armen die grünen Zweige auf und drückte sein Gesicht in dieses stachelige Riffen — fest, ganz fest. Seine Schultern zuckten. —

Er war jedoch nicht der Mann, der eine begonnene Arbeit liegen ließ. Darum machte er am nächsten Abend den Kranz fertig, besteckte ihn mit schönen, honiggelben Kerzen und hing ihn in der Stube auf. Und wenn es ihm jetzt auch nicht möglich war, das vorerst nur modellierte, farblose Wachsgeßtel der Maria mit seinem Pinsel lebendig zu machen, weil er schein an seinem Weibe vorbeisah, wie sie an ihm, so haute er wenigstens den Stall von Bethlehem auf und schnitzte die Krippe und die Kausen für die Tiere. Die kleine Leimpfanne hatte er zum Erwärmen auf die Herdplatte gestellt und sich seiner Schnitzerei wieder zugewandt. Im Eifer der Arbeit geschah es, daß er darauf vergaß; der Leim kochte über und verbreitete, obgleich er die Pfanne rasch zur Seite rückte, einen recht unangenehmen Geruch. Er riß zwar sofort das Fenster auf, aber Marie wurde so übel davon, daß sie aus der Küche flüchtete.

„Es ist weiter nichts,“ sagte sie mit mattem Lächeln, als sie wieder hereinkam. „Mir war nur plötzlich, als bekäme ich einen Stoß gegen den Magen.“

Als am nächsten Abend, sobald nur der fade Geruch des erwärmten Leims die Küche durchzog, das Gleiche geschah, wurde es Stefan angst. Sie war gewiß krank. Man mußte den Arzt fragen. Aber Marie hatte im Laufe des Tages mit der Schwedler Minna darüber gesprochen; deshalb schüttelte sie den Kopf und lächelte wieder, ganz anders und geheimnisvoll, obgleich ihr doch

soeben noch recht schlecht zumute gewesen war. „Nicht zum Arzt. Ich werde zur Mutter Schieberle gehen.“

Er horchte auf; er warf das Messer weg. „Mirzl?!“ „Nicht, Stefan, — noch nicht freuen!“ dämpfte sie hastig. „Vielleicht täusche ich mich auch.“

Aber sie harrete ungeduldig dem nächsten Tag entgegen. Sollte das das erbetene Zeichen sein? —

Zum ersten Male geschah es Stefan, daß er bei der Arbeit in der Glashütte etwas zerbrach, weil seine Hände unsicher waren. Aber er ärgerte sich nicht darüber. Er hatte gar keinen anderen Gedanken als den einen, — was die Mutter Schieberle wohl gesagt haben würde.

Mit großen, beschwingten Schritten lief er abends heim. Schon von ferne leuchtete ihm das Mohnhäusel mit hellen Fenstern entgegen. In der Stube brannte Licht. Was hatte das zu bedeuten?

Als er näherkam, sah er, daß es Kerzen waren, die da brannten. Am Adventskranz! Sein Herzschlag stockte, um dann gleich nur noch stürmischer einzusetzen.

Marie stand mitten in der niedrigen Stube unter dem Kranz. Er war wie eine schimmernde Krone, wie ein Heiligenschein über ihrem lieben Haupte. Sie streckte Stefan mit blassem, ganz verklärtem Gesicht die Hände entgegen. —

Das stille, goldene Leuchten der Adventskerzen, das eine Stunde reinsten Menschenglückes beschienen hatte, war wie ein gutes Vorzeichen gewesen. Licht und hell sollte es nun im Mohnhäusel werden. Die Mutter Schieberle, die eine kluge, wohlmeinende Person war und natürlich von Mariens seltsam-schwerem Schicksal wußte, hatte sie ermahnt, sich nun ja nicht mehr zu ärgern und aufzuregen, da sonst alles auf das Kind fallen könnte. — Vielleicht wäre die Mahnung kaum nötig gewesen. Denn in dem Augenblick, als ihre Hoffnung bestätigt wurde, ging in Marie eine völlige Wandlung vor. Alle Unklarheit wich. So hatte der Himmel selbst entschieden, wem sie angehören sollte. Sie tat also kein Unrecht mehr, nein, tat nur ihre Pflicht, wenn sie ihrem Herzen nachgab. Und auch Paul würde sich darein finden, und alles, alles mußte noch gut werden.

Stefan beobachtete die Veränderung halb mit Freude, halb mit Angst. Denn er fürchtete, daß sie nicht anhalten würde. Aber obgleich aus der Berggeisthaude nur schlechte Nachrichten über den P... kamen, (die er, Stefan, ihr zwar möglichst fernhielt, die sie aber doch sicher erreichten, weil sie jetzt ihre Einkäufe in S. wieder selbst besorgte, um sich von der Mutter Schieberle geforderte Bewegung zu machen,) obgleich man hörte, daß der Paule mehr und mehr dem Alkohol und dem Trübsinn verfiel, blieb Marie immer gleichmäßig heiter und froh, als berührte sie das alles nicht. Wenn Stefan sie so sah, dämmerte ihm die Erkenntnis, weshalb die alten Maler die Madonna mit dem Kinde, so gern auf einer Wolke schwebend dargestellt haben. Schwebte nicht jede junge Mutter, auch die werdende, auf einer Wolke hoch über der Welt? Zwar umgab ihn Marie jetzt mit einer holden, fraulichen Zärtlichkeit, die von der mädchenhaften, spröden Scheu ihres früheren Wesens ganz verschieden war. Dennoch hatte er manchmal das Gefühl, daß sie ihm fern war, doch nicht, wie bisher, in jener kalten Ferne, die ihn in quälende Einsamkeit verließ, — nur in sich abgeschlossen und unnahbar, hoch über den Menschen und den Dingen, wie die Gestalten jener heiligen Bilder.

Zum Ueberfluß hatte Marie auch jetzt noch die Dordel gern um sich. (Ihr war ja gar nicht immer so leicht und froh zumute, wie sie Stefan und sich selbst glauben machen wollte. Oft fielen aus dem Gerede der Leute, aus Erinnerungen und Ahnungen Schatten in ihr Gemüt. Aber sie bekämpfte sie tapfer. Und das lustige Geplapper der Dordel half ihr über manche dunkle Stunde hinweg. Stefan aber, der schließlich alles als Maler sah, das hübsche, kleine Mädel hätte entschieden Nehmlichkeit mit der geflügelten, pausbäckigen Gesellschaft der Sixtina, — wenn auch im übrigen die

Engelhaftigkeit der wilden Schwedler-Dordel arg zu wünschen übrig ließe.

So zogen die beiden ersten Adventsontage am Mohnhäusel vorüber, und die honiggelben Kerzen des Kranzes, die Marie in ihrer Herzensfreude schon vorzeitig für ihr Kommendes angezündet hatte, leuchteten nun wirklich dem Christkindel entgegen. —

Im Tal und in den Bauden wartete man sehnsüchtig auf Schnee. Wohl gab es droben auf dem Ramm oft Schneestürme. Dann barg sich — von unten gesehen — alles hinter einem Geschiebe und Gewoge von grau-

weißen Wolken. Und wenn der Wolkenvorhang zerriß und die Sonne einmal durchkam, schimmerten die Koppe und das ganze Massiv in reinstem, blendendem Weiß. Aber die Schneegrenze lag noch viel zu weit oben. Weiter unten regnete es nur, und wenn Rubezahl wirklich ab und zu ein paar tüchtige Hände voll Graupeln oder Flocken herunterwarf, so zerfloßen auch sie gleich in graues, schmutziges Wasser. Und mit ihnen zerfloßen die Hoffnungen auf günstige Sportverhältnisse, Fremdenbesuch und ein gutes Geschäft. —

(Fortsetzung folgt.)

Frauen gestalten um Goethe.

Schuld im Leben und Sühne im Werk.

Der Kampf der Geschlechter hat in unserer Zeit seinen Höhepunkt erreicht. Nie wurde erbitterter gekämpft. Nie hatten in diesem Ringen Herz und Hirn größere Aktionskraft, Bewegungsfreiheit, wurden Gesetze so schonungslos umgestoßen, nie auch waren die Verirrungen größer, allgemeiner. Liebe steht vor dem Richterlich, Liebe stiehlt, Liebe mordet. Liebe geht in den Tod. Liebe betrügt und schädigt Meineide. Liebe wird Schuld! Ein Blick in die Prozeßberichte, und wir wissen, daß es dort eigentlich nicht um Liebe geht, daß es nichts ist als Erotik, das diesen Geschlechterkampf heute erfüllt, oft auch nicht einmal Erotik, sondern nur Sexualität. Das Geschlechtliche spielt in alle Dinge unseres Lebens hinein, seine Schatten fallen heute besonders tief. Darneben wächst das Kriminelle gewaltig auf, verwurzelt in der Geschlechtlichkeit.

Nicht nur dort in den Prozessen und heimlichen Tragödien, überall finden wir den Ausdruck dieser Mächte, in der Dichtkunst, in der Malerei, Musik, in der Schauspielkunst; das Kriminelle und das Geschlechtliche. Den Niederschlag solcher Verirrungen, Triebe, Schuld, finden wir bei den gewöhnlichen Menschen in ihrem Leben, das sie manchmal vor den Richterlich führt, die Großen aber, die Künstler, zeigen diesen Niederschlag in ihren Werken. Und der größte Künstler Goethe, der so oft Schuldige, der Treubruchige, hat es in dem gewaltigsten Kunstwerk der Dichtung, dem Faust, gestaltet. Hier ist sein Richterlich, hier magt er sich an, hier sühnt er.

„Goethes kriminelles Bekenntnis,“ heißt ein Abschnitt in dem bei Paul Arck-Dresden erschienenen Werk von Erich Wulffen „Sexualspiegel und Verbrechen“, der uns Goethes Schuld zeigt vor dem Richterlich seiner Werke. Frauen um Goethe! ein oft behandeltes Thema, hier wird es nach einer ganz anderen Seite hin beleuchtet, und in unserer Zeit der Mordprozesse, der Verirrungen im Liebestampfe, ist es gewiß interessant, das Liebesleben dieses Großen auf seine Schuld und auf den Einfluß in seinen Werken zu untersuchen.

Goethe hat, wie selten ein anderer, tief und schwer an Vergangenheiten gelitten, die Folgen seines Tuns bannend und lastend empfunden. „Es ist entsetzlich,“ schreibt er aus Rom, „was mich oft Erinnerungen zerreißen,“ und über 40 Jahre später: „Was einem angeht, wird man nicht los und wenn man es bewirkt.“ Weiter: „Wir leben alle vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zugrunde.“

Stebzehn Jahre lebte Goethe mit Christiane Vulpius im Konubinat und zeugte mit ihr Kinder, ehe er sie heiratete. Dabei hielt er ihr weder zu dieser Zeit noch später, als sie seine Frau war, die Treue. Aus der Seelenheute mit Charlotte von Stein glitt er zum Sinnesgenuß mit Christiane hinab. Alles dieses machte Goethe in gewissem Sinne schuldig. Er überließ Christiane länger als ein Jahrzehnt der häßlichen Ansehung durch ihre Umgebung. „Auch dieses schwere Verschulden ist ein Stück seines Lebens“ (Ed. Engel).

Fast allen Frauen, die Goethe geliebt hat, endet das Glück im Mißklang und Leiden (Menchen, Friederike, Lotte, Billi, Frau von Stein). Er war untreu gegen die Frauen aus Treue zu sich selbst, zu seiner eigenen innersten Entwicklung. Er konnte keiner Frau ein dauerndes Glück bereiten.

Schuld wird gebeichtet im „Faust“, nicht nur in der Gretchen-tragödie. Goethe stellt seine eigene Faustnatur dar mit den beiden Seelen, die in seiner Brust wohnen. Die Unbegrenztheit der Faustnatur war seine eigene. Mephistopheles ist Faust und Goethes eigener, innerer Gegenspieler. Wie sollte Goethe nicht allerlei mephistophelische Anreize verspürt haben? Der „Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles“ waren Teile von Goethes eigenem Wesen. Fausts Verbrechen ist in mystisches Dunkel gehüllt. Gretchens Mörder schläft durch den Schlaftrunk zu langer, langer Pein hinüber. Faust ersticht in nächtlichen Kampfe Gretchens Bruder Valentin. „Heber der Städte des Erschlagenen schweben rächende Geister, die auf dem rückkehrenden Mörder lauern.“ Die Gestalt der Kindesmörderin Gretchen im Kerker von erschütternder Wirklichkeit unter gemessener Verwertung des Pathologischen. „Ihr Verbrechen war ein guter Wahn!“ Eine milde Auffassung des Verbrechens! Im zweiten Teile zunächst die Heilung des Faust in der Elfenzunge. Nach Eckermann sagt hierüber Goethe selbst: „Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein

Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte.“

Der Literaturhistoriker Eduard Engel („Goethe, der Mann und das Werk“) weist mit Recht darauf hin, daß das Ereignis von Sesenheim es ist, dessen durch viele Jahre andauernde Seelenschütterung zum Quell für fast alle bedeutendsten Dichtungen der ersten Mannesjahre Goethes wurde. Schon Hermann Grimm lehrte in seinen Vorlesungen, daß Goethe im „Faust“ auf Friederike von Sesenheim zurückzuführen sei. Das schwer lastende Schuldbewußtsein, das in Goethes Werken fortgesetzt zum überdeutlichen Ausdruck kommt, könne sich unmöglich, folgert Engel, von einer noch so zärtlichen platonischen Neigung zu einem einfachen Mädchen her schreiben, selbst wenn es von ihrem Liebhaber treulos verlassen worden wäre. Ein Heiratsversprechen Goethes komme nirgends zur Sprache. Es komme also eine andere Tat in Betracht, die über Räume und Zeiten hinweg den jungen Dichter so schwer gepeinigt habe, daß er Werk um Werk Reue und Buße darüber tat. „Erst durch die Zerstörung ihrer jungen Mädchenseele, erst durch ein gefürchtetes oder wirklich drohendes Verhängnis, dran Ehre und Leben hingen, tritt Friederike für uns in den düster tragischen Kreis“ (Engel). Damit wird nicht nur eine Verführung, sondern mehr behauptet. Nach seinem eigenen Bericht wäre Goethe nur im Frühling und Sommer 1771 in Sesenheim gewesen; urkundlich ist aber erwiesen, daß er seinen ersten Besuch im Hause Brion schon im Oktober 1770 gemacht, ihn im folgenden Winter nochmals wiederholt und im Frühling und Sommer 1771 wochenlang in Sesenheim gewohnt hat. Deutend für Deutung des Tatbestandes sind die Angstbriefe, die Goethe im Mai und Juni 1771 aus Sesenheim an seinen Freund Salzmann geschrieben hat. „Am mich herum ist's nicht sehr hell, die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet Conscia mea, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. . . Wer darf sagen, ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße nördlich sind“ (Ende Mai 1771). „Eind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund und fühle, daß man um fein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! Die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Nieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht müßig zu werden“ (Ende Juni 1771). Die Briefe sind dunkel, bleiben dunkel, scheinen absichtlich so gehalten, geben aber tiefsten Vermutungen Raum. Die Gretchen-tragödie ist von Sesenheim her gewiß stark beeinflusst. Das peinigende Schuldbewußtsein des Dichters entbehrt sicher nicht der zulanglichen Voraussetzungen. Man darf hinzunehmen, daß wir den jungen Rechtsstudenten in Strassburg im Anatomiesaal bei gebräuchlichen Vorlesungen und klinischen Arbeiten aller Art als aufmerksamen Teilnehmer finden und daß die deutsche Dichtergeneration, zumal die in Strassburg studierende, von der Frage des Kindesmordes der unehelichen Mutter und der darauf gesetzten Todesstrafe lebhaft berührt war. Nicht zu vergessen, daß der junge Student in Strassburg sich Rezepte abschrieb, die nach dem Gutachten von Sachverständigen damals bekannte Abtreibungsmittel bezeichneten. Für den in Goethes Leben forschenden Kriminalbeamten waren diese Schlussfolgerungen längst gegeben; es ist ihm aber doch lieber, daß ein Literaturhistoriker sie zuerst freimütig ausgesprochen hat. Goethes schwere, tiefe Lebensschuld ruht so auf gesicherter Grundlage. Erdrückend wird der Beweis durch den aufgefundenen „Urfaust“. Er enthält nichts als die Gretchen-tragödie; alles andere ist spätere Fälschung und Umrahmung. Der Urfaust ist Schuld-tragödie schlechthin, ohne Freispruch, ohne Erlösung. Auch das kam erst später. Unter Säufung der peinlichen Motive (vier Tote) wird hier eine Schuld gebeichtet, unter der der Beladene fürchtbar litt. Der Urfaust als Drama ganz unmöglich und undenkbar, wenn nicht einzig und allein Beichte der Lebensschuld. Deshalb hier auch der Mephisto der echte Teufel im Volks-sinne mit der höllischen Schabensfreude: „Sie ist die erste nicht.“ Echoruf aus Goethes anderer Seele! Der philosophische Mephisto eine spätere Wandlung! So stieg aus schwerster Schuld die erhabenste Tragödie der Weltliteratur herauf!

Der älteste Baum der Welt.

Auf dem Friedhof der Stadt Santa Maria del Tuell in Südamerika steht eine Zypresse, deren Alter man auf 5000 bis 6000 Jahre schätzt. Dieser ehrwürdige Nestor der Pflanzenwelt wächst und blüht heute noch wie vor 50 Jahrhunderten. Es ist zweifellos der älteste lebende Organismus auf Erden. Wenn dieser Baum sprechen könnte, so hätte er wohl der Welt die fesselndsten Geschichten zu erzählen. Er könnte unschätzbare Berichte aus der frühesten Geschichte Mexikos und von Blüte und Verfall der Monarchien im tropischen Amerika liefern. Als der Baum etwa im Jahre 3000 v. Chr. aus der Erde hervorsproß, regierte König Menes in Aegypten. Als Cheops seine Sklaven mit der Peitsche zur Arbeit an der großen Pyramide trieb, war der Baum ein Jüngling von 200 Jahren. Und als die Juden ihre erste Wanderung aus dem Tal des Nils unternahmen, war er 1500 Jahre alt. Als man den Baum zum letzten Mal maß, hatte der Stamm in 1,20 Meter Höhe über dem Boden einen Umfang von 40 Metern. Die Niesenzypresse ist von Alexander von Humboldt entdeckt worden, der an dem Stamm eine Gedenktafel anbringen ließ. Das war vor 100 Jahren. Die Tafel ist aber jetzt fast vollständig von der Rinde überwachsen, ein Beweis, daß der Stamm noch in voller Kraft steht.

Unerhörte Ruhe beim großen Los.

Wenn man das große Los gewinnt, dann . . . Leider kann man sich das nur vorstellen, wie das ist, welche Gefühle einen bewegen, wenn man das große Los gewinnt. Aber einen Sprung an die Decke, einen Indianertanz, ein weithin schallendes Freuden-geheul, ein hunderntlanges Umarmen mit Freunden und eine tolle Jagd von Geschäft zu Geschäft, das kann man sich schon vorstellen. Und doch gibt es auch Hauptgewinner, die unseren Vorstellungen ganz und gar nicht entsprechen, ja, es gibt Leute, die ruhig eine begonnene Arbeit vollenden, die den Brief erst fertig schreiben und den Hering noch ganz aufessen, wenn sie schon wissen, daß sie das große Los gewonnen haben. Unerhörte Ruhe beim Hauptgewinn! Solche Ruhe zeigte der Beamte Peng, ein Chinese in Batavia, der sich ein Los gekauft hatte. Er hatte ein gutes Gedächtnis und konnte die Nummer seines Loses auswendig. Dieser Tage traf vormittags um 10 Uhr der Bericht ein, daß der Hauptgewinn der Lotterie auf die Nummer 22 236 gefallen war. Das war das Los des Beamten Peng. Er hörte die Nummer und wußte, daß er der glückliche Gewinner von 100 000 Mark war. Aber er vollführte keinen Indianertanz, er sprang nicht an die Decke, er blieb ruhig an seinem Tisch sitzen, schrieb weiter Briefe und Rechnungen, er ließ sich durch nichts stören, während sich seiner Kollegen eine große Aufregung bemächtigt hatte. Alle riefen ihm zu: „Hole dir dein Los, hole doch deine Hunderttausend.“ Aber Peng schüttelte ruhig den Kopf: „Jetzt ist es ja noch zu früh. Und das Geld ist mir ja sicher.“ So arbeitete er bis sechs Uhr abends ruhig, als sei nichts vorgefallen, als seien nicht eben 100 000 Mark vom Himmel über den kleinen Beamten Peng gefallen.

Muß man den Beamten Peng mehr um die Hunderttausend oder um seine Ruhe beneiden?

Neuigkeiten für Briefmarkensammler.

Die Deutsche Reichspost läßt die diesjährigen Wohlthätigkeitsmarken zugunsten der deutschen Nothilfe am 15. t. Mts. in fünf Werten mit den Wappen von Hamburg, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Braunschweig und Anhalt erscheinen. Diesmal wird auch eine als „Glücksposkarte“ bezeichnete 8-Pfennig-Wohlthätigkeitsmarke zum Preise von 15 Pfennig mit einer schönen Zeichnung und der Aufschrift „Ich bringe Glück“ emittiert.

Oesterreich hat zum zehnten Gedenktag der Republik neue Marken mit dem Bildnis des Präsidenten Hainich herausgebracht.

In Frankreich beabsichtigt die Postadministration die fünf-hundertste Jahrsfeier der Befreiung Frankreichs durch Jeanne d'Arc mit der Ausgabe einer fünffränkischen Gedenkmarke volkstümlicher zu gestalten.

Für das Saargebiet wurden zwei besonders schöne Flugpostmarken zu 50 Cent und 1 Franc herausgibt.

In Belgien erscheint in jedem Jahr zu Weihnachten eine Wohlthätigkeitsausgabe. Neuer wird eine neue Antituberkulosefeier herausgegeben, die aus sechs Werten bestehen und Abbildungen verschiedener schöner Architekturschöpfungen Belgiens enthalten werden. Zur Fraktur werden diese Marken nur einen Monat im Verkehr bleiben.

Auch Holland setzt die Ausgabe der „Zubentute“-Marken in diesem Jahre fort, und diesmal werden die zu emittierenden vier Werte Bildnisse berühmter Erfinder bringen.

Bulgarien bringt zwei Markenwerte mit einer ganz neuen Zeichnung zu 1 und 2 Lema, mit dem Bildnis des Zaren Boris. Es handelt sich wahrscheinlich um die ersten Werte einer ganz neuen Serie, die die bisherigen Marken Bulgariens ersetzen wird.

Wenn man angeschossen wird . . .

so ist das durchaus nicht immer eine so unangenehme Sache, wie man zunächst annimmt. Das Loch heilt zu, und je größer es war, desto mehr Geld muß von dem unglücklichen Schützen, der das Loch geschossen, dem Angeschossenen gezahlt werden, gleichsam, um es mit Geld zuzudecken. Eine hübsche, angenehme Methode des Loch-

stopfens. Derartige Unglücksfälle können für den Verletzten also oft recht vorteilhaft ausgehen. Es ist nun ein Unterschied, von einem gewöhnlichen Waldwäpner angeschossen zu werden oder von einem Grafen. Oder gar von einem König.

So geschah es einmal, daß der älteste Sohn des Königs Ludwigs XV. von Frankreich auf der Jagd einen Herrn des Gefolges ansoß, und zwar so unglücklich, daß der Verletzte lebenslanglich gelähmt blieb. Um ihn zu entschädigen, wurde „ihm und seinen Nachkommen für alle Ewigkeit“ vom Staate eine Rente von 6000 Livres jährlich zugewilligt. Durch alle Wechselfälle, welche die Geschichte Frankreichs im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte erlitten hat, in der Königtum, Kaiserreich und Republik in bunter Folge miteinander abwechselten, ist diese Rente stets gezahlt worden, und noch heute genießen die Erben des angeschossenen Hofsings die Früchte der Ungeschicklichkeit des Dauphins.

Aus aller Welt.

Ein merkwürdiges Hotelzimmer. Eine köstliche Geschichte ist zwei Engländern in Innsbruck passiert. Wir kommen — so erzählt einer der beiden im „Manchester Guardian“ — spät abends dort an. Wir verstanden fast gar kein Deutsch, und nachdem wir ein Hotel nach dem andern abgeklopft hatten, fürchteten wir schon, die Nacht im Freien verbringen zu müssen. Endlich wies man uns einen Laden, dessen Eigentümer ein Zimmer zu vermieten hatte. Man zeigte es uns. Es war ein langer, schmaler Raum mit den verschiedensten Möbeln. In seinem anderen Ende war er durch einen schweren Vorhang abgeschlossen. Man gab uns durch ein Zeichen zu verstehen, daß wir nicht über den Vorhang hinaus gehen sollten, und ließ uns allein. Wir legten uns zur Ruhe, fanden jedoch das Bett entsetzlich hart und unbequem, so daß mein Freund nach einiger Zeit aufstand und anfang, mit Hilfe von Streichhölzern das Zimmer näher zu erforschen. Er fand seinen Weg hinter den geheimnisvollen Vorhang und entdeckte da — eine prachtvolle Bettstelle mit schneeweißen Bezügen, schwellenden Kissen, federnden Matratzen — kurz allem, was ein erstklassiges Bett nur aufzuweisen vermag. Natürlich dauerte es nicht lange, bis er sich hineingekuschelt hatte. Am nächsten Morgen wachte er — nicht zu früh — auf, gähnte, rollte auf die andere Seite und bemerkte, daß das Zimmer ein ungewöhnlich großes Fenster nach der Straße hatte, durch das ihn die halbe Bevölkerung Innsbrucks mit Interesse und Sympathie beobachtete. Es wurde ihm mit einem mal klar, daß sein Bett eines jener Betten war, die im Schaufenster eines Möbelfabrikanten zu stehen pflegen, für den er nun eine fabelhafte Reklame machte.

Die Dame mit der Pfeife. Das ist das Neueste. In Paris, in London, in Newyork gibt es bereits die Dame mit der Schag-pfeife, einer niedlichen, aber immerhin einer Tabakpfeife. Es wird daher wohl nicht mehr lange dauern, bis sie mit diesem neuesten Attribut überall erscheinen wird.

Was kosten wilde Tiere? Die Preise der wilden Tiere spielen für die Zoologischen Gärten eine wichtige Rolle. Diese Preise gehören aber zu den schwankendsten des Handels. Die Giraffe ist sehr kostbar geworden. Für ein Giraffenpaar muß man heute 40 000 bis 45 000 Mark bezahlen. Ähnlich teuer ist das Nashorn. Ein Nilpferd kostet ungefähr 10 000 bis 15 000 Mark. Ein junger indischer Elefant erfordert 7000 bis 10 000 Mark, ein afrikanischer Elefant 15 000 Mark und mehr. Der König der Tiere, der Löwe ist das billigste Tier, da man einen kleinen Löwen schon für 1500 Mark kaufen kann. Nach Alter und Wuchs steigert sich der Preis. Doppelt so teuer ist der Tiger. Ein Tigerpaar aus Sibirien, wo es die schönsten Tiger gibt, kostet 20 000 bis 25 000 Mark. Pinguine sind recht teure Vögel, da ein Paar 2000 Mark kostet, jedoch sind sie schwer zu ernähren. Eine Riesenschlange kann man für 2500 Mark kaufen. Vor dem Kriege waren sie bedeutend teurer.

Rosinante attackiert ein Auto. Auf der Chaussee, die die Orte Holzwinden und Blantzenau miteinander verbindet, hat sich ein Unfall ereignet, wie er in dieser Art wohl einzig dastehen dürfte. Vor dem Auto eines Holzwindener Geschäftsmannes tauchte plötzlich aus dem Graben ein Pferd auf, das beim Herannahen des Autos auf den Kübler sprang. Der Anprall des aufspringenden Pferdes war so heftig, daß das Auto rückwärts in den Graben gedrängt wurde. Der Wagen wurde so schwer beschädigt, daß er abgeschleppt werden mußte. Das Pferd hat seine Klauke auf das Auto mit dem Bruch beider Hinterbeine bezahlet müssen, so daß es sofort getötet werden mußte. Dem Geschäftsmann ist noch verhältnismäßig glimpflich dabongekommen. Er hat nur einige Brustquetschungen, die zum Glück leichter Natur sind, dabongetragen.

Fröhliche Ecke.

Schon ausprobiert. Hausfrau: „Sarah, mein Mann mag mich nicht in dem Hut. Sie können ihn haben.“ — Hausmädchen: „Nein, danke sehr, gnädige Frau. Meine Freunde sagen, ich sähe in dem Hut wie ein Gespenst aus.“

Fatal. „Ach, ich habe gar keine Lust, mit euch ins Theater zu gehen. Ich habe eine schreckliche Entdeckung gemacht: mein Mann hat mein Bild nicht auf die Meise mitgenommen — er hat's auf dem Schreibtisch liegen lassen.“ — „Aber das ist doch kein Unglück.“ — „Er hat mir aber ~~vermessen~~ jeden Abend sähe er mein Bild an.“